

In der Löwengrube des Lebens

Anmerkungen zum Werk von Hilde Domin

Mit dem Wasser der Sintflut gewaschen

„Wir werden eingetaucht / und mit dem Wasser der Sintflut gewaschen / wir werden durchnäßt / bis auf die Herzhaut.“, heißt es in der ersten Strophe von Hilde Domin (1909-2006) „Bitte“¹.

In dem Gedicht erscheint es geradezu als anthropologische Konstante, dass der Mensch anonymen Mächten ausgeliefert ist: Er wird in die Löwengrube gestoßen, in den feurigen Schlund geworfen. Nichts an ihm bleibt unversehrt und heil. Mit Haut und Haaren wird der Mensch hinabgerissen in die Tiefe – ein Sog, dem er sich nicht zu entziehen vermag. Tatsächlich ist die Existenz Erfahrung der Lyrikerin, deren Geburtstag sich am 27. Juli zum hundertsten Mal jährt, bis ins Mark hinein von Verfolgung, Verlust und Heimatlosigkeit geprägt. Das aber führt nicht zu Ihrem Verstummen, sondern lässt sie – wie die Metaphern von Sintflut, Taube, Ölweig oder Löwengrube zeigen – Anleihen beim jüdisch-christlichen Grundtext suchen: der Hebräischen Bibel. Und damit gelingt es der kaum religiös erzogenen Autorin in ihrer Sprachnot, einen Ausdruck zu finden für das, was es heißt: in die Schule der Hoffnung zu geben.

Was bedrohtes Menschsein bedeutet, begann die Tochter aus liberaler jüdischer Familie – ihr bewunderter Vater arbeitete als Rechtsanwalt – früh zu begreifen: Nachdem sie Hitlers antisemitische Tiraden gehört hatte, verließ die Jura-, Soziologie- und Politikstudentin 1932 ihr Zuhause in Köln und emigrierte gemeinsam mit ihrem späteren Ehemann Erwin Walter Palm nach Italien. Die Größe der Gefahr wurde ihr völlig klar, als sie 1938 nur knapp der Verhaftung entging und nach einer Odyssee durch Westeuropa im untersten Deck eines kleinen Dampfers – via Kanada und Jamaika – in der Dominikanischen Republik landete. Hier fand die Verfolgte schließlich Zuflucht in einer Welt, die nicht von Krieg, Vernichtung und Tod heimgesucht und zerstört werden konnte: in der Sphäre der Sprache.

¹ Hilde Domin, *Gesammelte Gedichte*, 2. Aufl. Frankfurt am Main 1987, 117.

„Ich, H.D., bin erstaunlich jung. Ich kam erst 1951 auf die Welt. Weinend, wie jeder in diese Welt kommt. Es war nicht in Deutschland, obwohl Deutsch meine Muttersprache ist. Es wurde spanisch gesprochen, und der Garten vor dem Haus stand voller Kokospalmen. [...] Meine Eltern waren tot, als ich auf die Welt kam. Meine Mutter war wenige Wochen zuvor gestorben.“² Es ist der Tod ihrer Mutter, der Hilde Domin an eine existentielle Grenze führt, sie in höchster seelischer Not nach etwas forschen lässt, das ihr nach allem Verlust unverlierbare Beheimatung zu geben vermag. Hilde Domin nimmt Heimat im Wort. Anrührend und aufschlussreich berichtet die angehende Lyrikerin, wie ihr allererstes Gedicht zustande kommt: „Ich hatte mir nichts vorgenommen, es passierte, wie wenn einer überfahren wird. Oder wie Liebe. Man handelt nicht, es passiert. ‘Ich habe ein Gedicht geschrieben’, sagte ich zu ihm [zu ihrem Mann Erwin Walter Palm - T.B.]. Morgens vielleicht. Vermutlich morgens. ‘Du schreibst keine Gedichte’, sagte er mißbilligend.’ ‘Bis gestern’, sagte ich vorsichtig. ‘Wie wenn die Katze plötzlich zu reden begänne’, sagte er. ‘So leicht ist das also’, sagte er empört, als er nach vielem Sträuben es sich angesehen hatte. ‘Wieso?’ sagte ich. ‘Was ist leicht?’ ‘Gedichte schreiben’, sagte er. ‘Du hast es nie getan. Es ist ein Gedicht.’ Damit knallte er die Tür hinter sich zu. Als ich die Türe knallen hörte, wußte ich, daß es ein Gedicht war.“³ Eine Frau, die ihren Mann bisher nach Kräften in seiner wissenschaftlichen Arbeit unterstützt hat, indem sie seine Texte übersetzte, beginnt selbst zu schreiben. Plötzlich wie ein Naturereignis vollzieht sich mit ihr eine elementare *Verwandlung*. Sie erlebt eine zweite Geburt – und wird zur Dichterin.

Aber was passiert da eigentlich? Die Grundbedeutung von „Erkennen“ macht in den verschiedenen indoeuropäischen Sprachen einen uralten Zusammenhang deutlich: Erkennen ist gleichbedeutend mit „werden“, „entstehen“ und „geboren werden“⁴. Erkennen in seiner Ur-Bedeutung ist ein Inne-Werden, aufgrund dessen der Erkennende in seinem eigenen Inneren „wird“, „entsteht“ bzw. „geboren“ wird. Es ist ein Geschehen, das sich mit dem Erkennenden vollzieht. Bei der Tochter aus gutbürgerlichem Haus kommt durch das ständige Auf-der-flucht-Sein, die Erfahrung von Verlust und letzter

² Hilde Domin, *Gesammelte autobiographische Schriften. Fast ein Lebenslauf*, Frankfurt am Main 1998, 21.

³ Hilde Domin, *Gesammelte autobiographische Schriften* (Anm. 2), 176.

⁴ Im Griechischen ist „γινωσκειν“ mit „γιννομι“; im Lateinischen cognoscere“ mit „nasci“; im Angelsächsischen „kennid“ mit „genitus“ verwandt. Dies verweist auf die Sprachwurzel „gno“ bzw. „gne“ – was soviel heißt wie: „etwas Neues werden“, „entstehen“

Heimatlosigkeit etwas in Gang, wodurch sie selbst in ihrer Tiefe verwandelt wird. Es ist daher eine welterschließende Selbsterkenntnis, wenn Hilde Domin von diesem „Neugeborenen-Werden“ spricht, indem sie erklärt: „Ich, H.D., bin erstaunlich jung. [...] Meine Eltern waren tot, als ich zur Welt kam.“

Zum existentiellen Erkennen gehört – phänomenologisch gesprochen – das Moment des Staunens als Reaktion auf ein Ergriffen-Werden. Solche Erkenntnis bewirkt im Erkennenden etwas, was der Erkennende sich nicht selbst geben kann – es wird ihm wie eine Gabe geschenkt. Wahres Erkennen als Lebensvollzug des ganzen Menschen ist daher keine aktive, selbstmächtige Tat, sondern immer ein passives Geschehen: ein Erkenntnis-Werden. Erkennen wird dem Erkennenden gewährt – so wie es die „Bitte“ in ihrer Schlussstrophe andeutet: „*Und daß wir aus der Flut, / daß wir aus der Löwengrube und dem feurigen Ofen / immer versehrter und immer heiler / stets von neuem zu uns selbst entlassen werden.*“

Aus dem Gedicht ist am Ende plötzlich die Bitte um Hoffnung geworden, ein Gebetsruf aus der Löwengrube menschlicher Existenz.

Zwischen Verstummen und Sprechen-Lernen

„Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigem Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheuren Ungeziefer verwandelt. Er lag auf seinem panzerartig harten Rücken und sah, wenn er den Kopf ein wenig hob, seinen gewölbten, braunen von bogenförmigen Versteifungen geteilten Bauch“. [...] ‘Was ist mit mir geschehen?’, dachte er. Es war kein Traum.“⁵ Mit diesen verstörenden Sätzen beginnt Franz Kafkas berühmteste Erzählung *Die Verwandlung*. Darin wird vom Schicksal eines Menschen berichtet, der, im Käfig seiner Gefühlswelt eingeschlossen, keinen Ausweg mehr findet. Der Autor schildert hier – im Gegensatz zu Domin – eine ganz andere Art von Erkenntnis: Die kafkaeske Verwandlung eröffnet keineswegs menschliche Möglichkeiten, sondern führt letztlich dazu, dass dieser Gregor Samsa völlig verkümmert, die Fähigkeit verliert,

⁵ Franz Kafka, „Die Verwandlung“, in: *Sämtliche Erzählungen*, hrsg. v. Paul Raabe, Frankfurt am Main 1985, 56-99, 56.

mit seiner Umwelt in Kontakt zu treten und zu kommunizieren, so dass er schließlich ganz verstummt.

Vor allem die Entwicklungspsychologie hat das Bewusstsein dafür geschärft, dass die eigene Aktivität des Ich, sein Tun und Machen, nicht das Menschliche am Menschen konstituiert. Der Mensch wird nicht human durch das, was er kann und was er vollbringt. Das Menschliche am Menschen wird primär dadurch konstituiert, dass ihm sein Menschsein gegeben ist. Das Kleinkind beginnt nicht aus eigenem Antrieb und Wollen – also nicht aus sich selbst heraus – zu lieben. Es liebt, weil es zuerst geliebt wurde. Das Kind erlebt: Die Eltern haben mich gewollt; sie haben mich gern; ich bin gewollt; ich werde geliebt. Diese Treue, die das Kind umgibt, ist Quelle menschlichen „Urvertrauens“⁶. Darin, dass die Jahrhundertdichterin lebenslang mit dem Thema Menschsein und Vertrauen ringt, liegt nicht zuletzt das Geheimnis ihrer Kreativität und anhaltenden Popularität: Wer sich auf ihre Lyrik einlässt, begibt sich in eine regelrechte Lebens- und Hoffnungsschule. – Und sie, die verfolgte Jüdin, antwortet daher auf Adornos Verdikt, dass nach Auschwitz keine Gedichte mehr möglich seien, nachdenklich: „Nein, nicht trotz, sondern wegen Auschwitz waren Gedichte nötig und nötiger denn je.“⁷

Kafkas Käfergeschichte macht auf dunkler Folie deutlich: Der Mensch ist angewiesen auf andere. Theologisch gesagt, ist er nicht selbstmächtiger Schöpfer, sondern Geschöpf. Er ist ein Angesprochener, ein beim Namen Genannter. Das zeigt sich exemplarisch anhand der Sprache. Als primär und ursprünglich erweist sich das Angesprochen-Sein, das jedes Sprechen-Lernen erst ermöglicht. Menschliches Sprechen ist von seinem Wesen her Gespräch und Dialog.

Erst spät fing die aus ihrer Heimat Vertriebene damit an, dichterisch auf existentielle Herausforderungen zu antworten. Ihr Leben als Lyrikerin begann mit einem Schlag, einem Schicksalsschlag. Sie war eine Fremde; sie war wie eine Sterbende. „Wie ich, Hilde Domin, die Augen öffnete, die verweinten, in jenem Hause am Rande der Welt, wo der Pfeffer wächst und der Zucker und die Mangobäume, aber die Rose nur schwer, und Äpfel,

⁶ Johannes Röser, *Mut zur Religion. Erziehung, Werte und die neue Frage nach Gott*, Freiburg im Breisgau 2005, 35.

⁷ Hilde Domin, *Das Gedicht als Augenblick von Freiheit. Frankfurter Poetik-Vorlesungen 1987/1988*, Frankfurt am Main 1993, 19.

Weizen, Birken gar nicht, ich verwaist und vertrieben, da stand ich auf und ging heim, in das Wort.“⁸ Erst von da ab nennt sich Hilde Palm nach der Insel *Santo Domingo*, auf der sie als Dichterin geboren wurde, *Hilde Domin*.

Damit wird sie auch fähig zu staunender Dankbarkeit darüber, dass ihr Leben nach der brutalen Vertreibung aus dem Paradies unbeschwerter Kindheit plötzlich eine zweite Chance erhält: so wie es das Gedicht „*Apfelbaum und Olive*“⁹ zum Ausdruck bringt. Nachdem die in Köln Geborene ihr Zuhause in der nördlichen Region (Apfelbaum) verlassen musste, erfährt sie in der südlichen Hemisphäre (Olive) – unerwartet und überwältigend –, dass erneute Beheimatung möglich ist. „*Ein Trost ist, zu wissen / wo die Tassen stehn und die Teller / in dem Haus, in dem du zu Gast bist, / und einen Anteil zu haben / an der Zärtlichkeit von Katze und Hund deines Freundes / und die Tücke des Fahrrads zu kennen / als sei es dein eigenes.*“

Gewagte Hoffnung: „Nur eine Rose als Stütze“

Die deutsche Literaturszene betritt die Schriftstellerin mit ihrem ersten Lyrikband im Jahr 1959. Mit dem Gedicht „*Nur eine Rose als Stütze*“¹⁰, das ihrem Erstling den Titel gibt, bewegt sich die Autorin dabei hochartistisch, ja akrobatisch. „*Ich richte mir ein Zimmer ein in der Luft / unter den Akrobaten und Vögeln: / mein Bett auf dem Trapez des Gefühls / wie ein Nest im Wind / auf der äußersten Spitze des Zweigs.*“ Das lyrische Ich sieht sich – wie jene Dauerbewohner der Lüfte – herausgefordert, sich in diesem ätherischen Element einzurichten, in dem es darauf ankommt, Balance zu halten.

Wer auf das bewegte Leben der Dichterin schaut, ahnt, wie schwer es ihr gefallen sein muss, in allem Zeitenwandel die eigene Mitte zu finden und Verluste immer wieder neu zu verschmerzen. Wie prekär und unbehaust diese Luftexistenz tatsächlich ist, bringt die letzte Strophe gesteigert zum Ausdruck: „*Aber ich liege in Vogelfedern, hoch ins Leere gewiegt. / Mir schwindelt. Ich schlafe nicht ein. / Meine Hand / greift nach einem Halt und findet / nur eine Rose als Stütze.*“

⁸ Hilde Domin, *Gesammelte autobiographische Schriften* (Anm. 2), 21

⁹ Hilde Domin, *Gesammelte Gedichte* (Anm. 1), 14.

¹⁰ Hilde Domin, *Gesammelte Gedichte* (Anm. 1), 113.

Schwindel und Nicht-einschlafen-Können deuten darauf hin, dass hier von einem Leben die Rede ist, das um die Gefahr von Abstürzen weiß. Dass die suchende Hand nicht ins Leere greift, sondern gehalten wird, verdichtet schließlich jene Erfahrung, die die aus Deutschland geflohene und 1954 aus dem Exil heimkehrende Autorin unverhofft machen konnte: Wo das eigene Ich jede Balance zu verlieren droht, schenkt ihr die wirklichkeitserschließende Sprache, diese geheimnisvolle Rose, unerwartet Halt und Hoffnung.

Hilde Domin sagt über ihr Schreiben: „In noch etwas bin ich ein Sonderfall: wenn alle es heute mit Kafka halten, der sagt, seine Taube sei heimgekehrt und habe ‘nichts Grünes’ gefunden, so sehen meine Gedichte mit aufgerissenen Augen, wie abgefressen alle Wiesen sind, wie leer die Äste. Wie es überall hohl ist. Und vor Schrecken fliegen sie dann so weit und so hoch, daß sie irgendwo doch noch ein – ganz schön durchsichtiges – Blau oder Grün erwischen. Wie wir es in Wahrheit doch alle immer wieder tun, denn sonst leben wir nicht. Das Nur-Negative ist eine Attitüde. So ist es eine Tatsache, daß meine Gedichte zu den gelesenen gehören. In andern Worten, sie werden ‘gebraucht’. Dabei ist ein Gedicht, glaube ich, kein Gebrauchsgegenstand wie andere, es nützt sich nicht ab. Vielmehr gehört es zu jenen magischen Gebrauchsgegenständen, die, wie der Körper der Liebenden, in der Anwendung erst richtig gedeihen. Oft empfinde ich daher meine Gedichte als stärker als mich, die ich – wie keine Pflanze und kein Tier in einer botanischen oder zoologischen Versuchsstation – gekreuzt und wieder gekreuzt bin. Außerhalb jeder Regel. Von der Natur nicht vorgesehen. Vielleicht dürfte es mich nicht geben. Vielleicht gibt es mich nicht. Aber daß es meine Gedichte gibt, scheint außer Zweifel.“¹¹

Wer die Jahrhundertdichterin liest, darf staunend miterleben, wie es dieser Sprachartistin glückt, im schwindelerregenden Taumel des 20. Jahrhunderts Hoffnung zu wagen – in der Hand nur eine Rose als Stütze.

¹¹ Hilde Domin, *Gesammelte autobiographische Schriften* (Anm. 2), 30.